
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 201. Bromberg, den 3. September 1932.

Verrat an Woltmann.

Von G. Panstingl.

(12. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

XV.

Der Flüchtling aus Rußland.

Der Weg führte sie ein ganzes Stück lang durch die Straße, die vom Bahnhof herkam.

„Dort vorn schleicht auch so ein Kerl," sagte Wögerer und zeigte mit der kurzen Peitsche gegen die Häuserreihe.

Scharf sah Wachtel hin. Richtig — längs der Wand torkelte ein Mann.

„Der schleicht nicht, der ist betrunken!"

„Da liegt er schon", lachte Wögerer. „Angenehme Nachtruhe" und „guten Morgen" im Himmel!

Wer im sibirischen Winter auf der Straße einschlief, wachte sicher nicht mehr auf.

Der Schlitten hielt neben dem Mann. Er lag halb seitlich auf dem Gesicht.

Wachtel roch an seinem Atem.

„Der Mann ist nicht betrunken, sondern krank. Hilf mir!"

Dabei faßte er ihn an den Schultern. Wögerer sprang hinzu und packte die Beine. So legten sie ihn in den Schlitten.

„Fahr' erst in unsere Wohnung."

Gehorsam bog Wögerer in der nächsten Straße ein. Nach zwei Minuten standen sie vor dem Haus, in dem sie wohnten, und trugen den Kranken in ihr Zimmer. Sie legten ihn auf das Sofa, und Wachtel sagte:

„Bring' jetzt den Schlitten zurück und komm' bald wieder. Vorläufig komme ich schon allein mit ihm aus."

Wögerer verschwand, und Wachtel blieb bei dem Mann zurück. Beim Schein der Lampe fiel ihm auf, daß er ein fein und klug geschnittenes Gesicht hatte. Wachtel sah nach den Händen. Sie waren lang und schmal. Aber die Kleidung war die der Russen aus den tiefsten Schichten. War der Mann heruntergekommen oder einer der Flüchtlinge, von denen die sibirische Strecke wimmelte?

Das Zimmer war warm. Wachtel zog dem Kranken den Schafspelz aus und legte ihm ein Polster unter sein Haupt. Wögerer hatte einen kleinen Vorrat von selbstgebrautem Schnaps zu Hause. Wachtel schüttete ein paar Tropfen davon in ein kleines Glas mit kaltem Tee und flößte diesen dem Mann mit dem Löffel ein. Dieser schluckte ein, zwei Mal, schlug aber die Augen nicht auf. So blieb Wachtel nichts übrig, als den Mann so bequem zu betten, wie es nur ging. Er zog ihm die „Bimmi" und die Stiefel aus und dann die schmutzige Rubaschka. Das Hemd darunter war von feinem Linnen. Rund um den Leib bauschte es sich auf.

Wachtel tastete die Wölbung ab, dann öffnete er das Hemd und schnallte einen breiten Ledergürtel los. Er war einer der Gürtel, die aus doppeltem Leder bestehen, und deren langer Hohlraum als Tasche dienen kann, in der man auf der Reise Geld und Wertsachen trägt. Der Gürtel war wohlgefüllt. Wachtel legte ihn vorläufig auf den Tisch, ohne ihn aufzumachen. Um den Hals trug der Mann an einer Schnur eine Tasche, aus der ein Paß hervorragte. Wachtel legte ihn zum Gürtel.

Mit viel Mühe entkleidete er ihn ganz, holte eine Decke von seinem Bett und hüllte den Mann ein, der während der ganzen Zeit aus seiner Betäubung nicht aufwachte. Dann flößte ihm Wachtel wieder ein paar Tropfen Tee ein. Der Mann atmete tief und schlief weiter.

Wachtel beschloß, ihn schlafen zu lassen, und nahm den Paß zur Hand. Die Photographie bewies, daß er dem Kranken gehörte. Wachtel ersah daraus, daß der Mann Feodor Wernoff hieß und am 16. Oktober 1881 in einem Ort im Gouvernement Kasan geboren war. Dann nahm er den Gürtel zur Hand und leerte den Inhalt auf den Tisch aus. So abgehärtet und gleichgültig er war, konnte er einen leisen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken. Was da auf den Tisch rollte, stellte ein gewaltiges Vermögen dar. Erst kam ein Bündel russischer Banknoten, dann ein Bündel ausländische — von allen möglichen Staaten — und dann schauerte ein Regen von Juwelen nieder.

Wahrhaft fürstliche Schmuckstücke lagen da auf dem Tisch.

Alle möglichen Ringe, mit Diamanten, Rubinen, Perlen und Saphiren besetzt. Broschen, Nadeln, Agraffen, Ohrgehänge, darunter ein Paar von herrlichen Tropfenperlen. Ein vierreihiges Perlenhalsband, eine altertümlich gefaßte Garnitur, bestehend aus einer Brosche, ein Paar Ohrringen und einem Armband mit wunderschönen, leuchtenden, grünen Smaragden. Sicher ein Familienstück. Überhaupt gab es noch mehrere alte Stücke darunter.

Das Wertvollste vom ganzen war freilich in zwei Teile zerbrochen. Es war ein halbrundes Diadem mit Diamanten, das unzerbrochen im Gürtel keinen Platz gehabt hätte. Sichtlich war es in aller Hast eingepackt worden. Die Bruchstellen zeigten, daß es ein paarmal hin- und hergebogen worden war, bis es zerbrach. Man hatte sich nicht einmal die Zeit genommen, es durchzufeilen oder mit einer Zange abzuzwicken.

Kopfschüttelnd besah Wachtel diesen Reichtum und packte alles wieder sorglich ein. Dann sah er sich im Zimmer um. Sein Blick fiel auf das lange russische Bajonett, das Wögerer über seinem Bett aufgehängt hatte. Der sammelte solche Kuriositäten. Er nahm es und hob damit vorsichtig ein Brett des Fußbodens aus. Die Nägel gaben nach, ohne zu kreischen. Unter dieses Brett stopfte er den Gürtel und den Paß. Die Nägel drückte er mit dem Absatz seines Stiefels wieder ein.

Bald nachher kam Wögerer wieder zurück. Er war lange ausgeblieben.

„War das eine Arbeit mit den zwei Frauen. Na ja, es ist kein Wunder. Sie haben viel durchgemacht in der Nacht. — Du hast inzwischen Rettungsgesellschaft gespielt? Wie geht's denn dem da?"

„Vorläufig hat er sich noch nicht gerührt."

Wögerer ging leise zum Sofa.

„Er schläft. Morgen wird es schon wieder besser sein."

Und damit setzte er sich auf sein Bett und begann sich auszuziehen. Einige Minuten später war er eingeschlafen. Daß er vor etwa zwei Stunden einen Menschen totgeschossen hatte, schien ihn nicht im mindesten zu beschweren. Das war damals ja auch wirklich etwas Alltägliches.

Bald darauf schlief auch Wachtel.

XVI.

Woltmanns zweite Verwandlung.

Am nächsten Morgen stand Wachtel auf und trat sofort an das Sofa, wo der Kranke lag. Der schlief noch immer. Im fahlen Morgenlicht bemerkte er erst, wie schlecht der Mann aussah. Die Augen waren tief eingefallen, die Wangen hohl und bleich.

Plötzlich klang es leise von Wögerers Bett:

„Lebt er noch?"

Die Frage war wieder echt Wögerer. Wachtel kannte ihn und ließ sich nicht verblüffen.

„Ja, aber er schaut recht blaß aus. Koch' ihm doch einen Kaffee!"

Und Wögerer stand willig auf, nahm den Teekessel und ging in die Küche.

Während er weg war, schlug der Kranke die Augen auf und schaute irr umher.

„Wo bin ich denn?" flüsterte er leise.

„Bleiben Sie ruhig liegen. Sie sind bei Freunden!"

„Freunden! Freunden!? Das gibt es ja doch nicht! Es sind doch alles Bestien! Wilde Bestien!"

Wachtel dachte: „Der Mann muß viel durchgemacht haben," und sagte laut:

„Stimmt, aber es bestehen Ausnahmen!"

Die sonderbare Antwort schien den Mann stutzig zu machen. Jedenfalls betrachtete er den Sprecher mit klareren Augen und wiederholte:

„Wo bin ich denn hier?"

„Sie sind in Omsk in meiner Wohnung. Ich habe Sie gestern auf der Straße aufgelesen, als es Ihnen schlecht wurde."

„Ja, in Omsk! Ich erinnere mich! Ja. — Sie haben meine Frau und mein Kind erschlagen — die Bestien!"

Der unsägliche Jammer in der Stimme ließ selbst Wachtel erschauern. Beruhigend legte er seine Hand auf Wernoffs Arm.

„Denken Sie jetzt nicht daran. Wollen Sie trinken?"

„Ja, trinken!"

Wachtel träufelte ihm einen Löffel Wasser in den Mund. Das schien den Kranken zu erquicken. Plötzlich tastete dieser seine Brust und seinen Körper ab. Unruhig fragte er:

„Wo sind meine . . ."

Wachtel unterbrach ihn.

„Ich habe alles aufgehoben. Hier unter diesem Brett im Fußboden. Gürtel und Paß. Nichts fehlt davon!"

Der Kranke sah ihn prüfend an.

„Sollte es wirklich noch ehrliche Menschen in dieser Zeit geben?"

Wachtel übersah achselzuckend die Beleidigung, holte das Bajonett und hob das Brett auf. Der Russe wandte den Kopf nach der Öffnung und nickte. Wachtel machte das Brett wieder fest.

„Nun wissen Sie, wo Ihre Sachen sind, so daß Sie sie jederzeit wegnehmen können."

„Verzeihen Sie mir," sagte der Russe, und seine Augen schimmerten feucht.

„Sprechen wir nicht mehr davon. Geben Sie mir lieber Ihren Puls. Ich bin zwar kein Arzt, aber den Puls zählen kann ich doch."

Gehorsam reichte Wernoff ihm die Hand. Wachtel zählte beinahe hundert Schläge und legte die Hand zurück auf die Decke.

Eben kam Wögerer zurück.

„So, da ist der Kaffe!"

„Stell' ihn hier auf den Tisch!"

Erstaunt blickte ihn der Kranke an und fragte in gutem Deutsch:

„Sind Sie Deutschrussen?"

„Nein, wir sind beide aus Wien. Wir sind Kriegsgefangene — — gewesen," fügte Wögerer dann noch hinzu.

„Das verstehe ich nicht. Ihr Freund hier spricht doch ein glänzendes Russisch!"

Wachtel unterbrach dieses Gespräch, indem er zu Wögerer hintrat und ihm zuflüsterte:

„Schau, daß du irgendwo einen Arzt auftreibst!"

Wögerer nickte, zog sich an und verschwand.

Wieder war Wachtel mit dem Kranken allein. Er trat zu ihm und sagte:

„Ich möchte Sie bitten, nicht allzuviel über mein gutes Russisch zu sprechen. Das ist eine lange Geschichte, und ich wünsche keine nähere Aufklärung darüber zu geben. Ich spreche russisch, da ich es eben als Kind gelernt habe. Ich bin jedoch Österreicher."

Der Kranke nickte.

„Ich verstehe. Auch Sie haben viel mitgemacht — aber nicht so viel wie ich."

Und dann brach der wütende Schmerz wieder über ihm zusammen.

„Meine Frau, mein Kind! Mein süßes Kind. Mein Engel!"

Wachtel faßte seine Hand.

„Wenn es Sie erleichtert, erzählen Sie es mir!"

Und der Kranke erzählte.

Er war ein reicher Gutsherr aus dem Gouvernement Kasan. Dort hatten sie gelebt, er, seine Frau und ihr sechsjähriges Söhnchen. Als die Revolution nahte, dachten sie natürlich sofort an Flucht. Sie wollten über Sibirien nach Amerika. Aber alles war dann blitzschnell gekommen. Die Bolschewiken waren im Dorf, bevor noch jemand daran dachte. Also rasch, rasch! Im Wagen fuhren sie fort. Fünfundsechzig Werst am ersten Tag! Am zweiten nur mehr fünfundvierzig. Am dritten hatten sie nichts mehr zu essen. Das Kind weinte vor Hunger.

„Ich ließ beide zurück, versteckt im Wald, und ging ins nächste Dorf. Nach zwei Stunden kam ich zurück."

Seine Stimme brach. Wachtel drückte ihm die Hand. Wernoff weinte.

„Meine Frau und mein Kind waren tot. Zerfetzt von Bajonettstichen! Mein Gott, mein Gott, warum hast du mir das angetan? — Ich grub sie ein und schnitt ein Holzkreuz für ihr Grab. Zwei Tage blieb ich dort. Dann zog ich weiter. Dann fuhr ich mit der Bahn im übervollen Viehwagen. Mit Messern fochten sie um Plätze! Nach zwölf Tagen kamen wir in Omsk an. Ich war krank, und sie warfen mich aus dem Zug, die Bestien!"

Wernoff sank kraftlos zurück. Wachtel gab ihm etwas verdünnten Kaffee mit Zucker. Die zwei Rotgardisten, die er gestern totgeschossen hatte, hatten ihm bisher nicht auf der Seele gelegen, jetzt vergaß er sie völlig. — —

Wo nur Wögerer mit dem Arzt blieb? Was sollte er allein mit dem Kranken beginnen?

Endlich kam Wögerer daher. Der Arzt schlotterte am ganzen Leib. Später erzählte Wögerer, daß er ihn mit dem Revolver hatte zwingen müssen, mitzugehen. Es war ein jämmerlicher Feigling. Er konnte vorläufig keine Diagnose stellen und verschrieb eine Diät. Er versprach, am nächsten Tag wiederzukommen.

Beim Weggehen rief ihm Wögerer nach:

„Muß ich Sie morgen wieder holen kommen?"

„Nein, nein, ich komme bestimmt!" versicherte er eilig.

Wögerer hatte eine urwüchsige Art, um sich durchzusetzen.

Der Arzt kam wirklich am nächsten Tag.

Am dritten stellte er endlich Typhus fest. Wögerer und Wachtel hatten beide schon Typhus gehabt und fürchteten sich nicht. Sie hätten Wernoff auch bei sich behalten, aber er brauchte eine bessere Pflege.

Wögerer versprach, für einen Platz im Spital und ein Fahrzeug zu sorgen. Wachtel war beruhigt. Was Wögerer unternahm, das schafte er auch. Aber doch dauerte es lange Stunden, bis er zurückkam. Wachtel saß bei dem Kranken und pflegte ihn. Wernoff hatte zu dem harten und stillen Mann ein tiefes Zutrauen gefaßt. Ihm gegenüber war er ja auch nicht hart. Er tat willig alles, was nötig war.

Als Wögerer fort war, fragte Wachtel:

„Wollen Sie Ihren Gürtel und den Paß mitnehmen?"

Wernoff verzog verächtlich die Lippen:

„Hier ist beides sicherer. Im Krankenhaus wird es mir gestohlen und verrät mich außerdem! Heben Sie mir die Sachen auf, bis ich — — — bis ich wiederkomme."

„Gerne, wenn es Sie beruhigt."

Wernoff schloß die Augen, um nachzudenken. Nach einiger Zeit schlug er sie wieder auf.

„Ihrer Sprache nach zu urteilen, gehören Sie doch meinem Stande an. Sie müssen also in Österreich Offizier gewesen sein."

„Das war ich auch."

„Aber Ihr Freund war sicher kein Offizier! Und doch duzen Sie sich mit ihm. — Das war doch keine Sitte im österreichischen Heer?"

„Nein, aber der Mann ist treu wie Gold. Überdies weiß er bis heute nicht, daß ich Offizier war. Ich hatte Gründe, meinen Offiziersrang zu verleugnen."

„Ja, ich verstehe!"

Wieder trat eine Pause ein.

„Sind Sie Bolschewik?"

Wachtel lachte.

„Ich gebe zu, daß in der Welt vieles besser eingeteilt sein könnte. Aber der Bolschewismus wird die Welt bestimmt nicht verbessern."

„Gut, dann hören Sie mich nun an. Ich stehe allein in der Welt. Von meiner Familie lebt niemand mehr. Ich war das einzige Kind meiner Eltern. Meine Frau hatte zwei Brüder. Beide waren jünger und sind im Krieg gefallen. Ich gehe heute ins Spital. Ob ich zurückkomme, weiß ich nicht. Wenn mir etwas Menschliches zustößt, behalten Sie den Gürtel und fliehen Sie! Vielleicht können Sie auch den Paß gebrauchen! Aber lassen Sie keine Kopeke meines Geldes in die Hände dieser Bestien fallen. Versprechen Sie mir das! Geben Sie mir Ihr Wort als Offizier!"

„Ich danke Ihnen, Herr Wernoff."

„Sag' Feodor zu mir, Freund!"

„Ich danke dir, Feodor, und will es dir gerne versprechen. Aber ich hoffe, daß du bald gesund zurückkehrst und dein Eigentum selbst wieder holst!"

„Ich weiß es nicht. Ich sehne mich nach meinem Kind und meiner Frau."

Kurz vor Einbruch der Dämmerung kam Wögerer zurück.

„Der Schlitten steht draußen."

Beide halfen Wernoff in die Kleider und stützten ihn auf dem Weg bis zur Straße. Wögerer setzte sich auf die vordere Bank und kutschierte, Wachtel saß hinten und hielt Wernoff fest.

(Fortsetzung folgt.)

Butz greift ein.

Skizze von Lola Stein.

Butz, der Wachtelhund, entdeckte als erster die jungen Katzen. An einem Maimorgen lagen sie neben Musch im Korb. Drei winzige, blinde, unbeholfene Wesen. Er rannte aufgeregt durch die Wohnung, bis er Frauchen gefunden hatte, wedelte heftig, sprang an ihr empor und führte sie stolz und wichtig ins Badezimmer, in dem Muschs Wochenbett gerichtet war. Merkwürdigerweise schien Frauchen gar nicht überrascht zu sein.

„Wir wollen Musch lieber allein lassen", sagte sie zu Butz, der nur sehr ungern ging und sich stundenlang in der Nähe der Badestube aufhielt.

Als Trudy, die kleine Herrin, aus der Schule kam, von Butz sehnsüchtig am Fenster erwartet und noch viel stürmischer als sonst begrüßt, zerrte er sie am Kleid zu den Katzen.

„Wie süß!" rief die Zwölfjährige begeistert. Inzwischen waren es fünf Junge geworden. „Behalten wir sie, Mutti?"

Aber Frauchen war leider dagegen. „Papa wird es nicht erlauben," erklärte sie.

Würdig und glücklich stand Butz neben dem Korb und blickte seinen Herrn beifallheischend an, als er abends kam, um sich die Kätzchen anzusehen. „Butz benimmt sich, als ob er der Vater wäre", lachte der Herr und streichelte die Tiere.

Am nächsten Morgen lagen nur noch zwei Kinderchen neben Musch, die jaulend weinte. Als Butz sich ihr näherte, um sie zu trösten, fauchte sie ihn wütend an, so daß er erschrocken zurückwich. Von dieser Stunde an war ihre gute Kameradschaft zerstört. Musch, seine Freundin und Spielgefährtin, war urplötzlich seine Feindin geworden, die hastig und tückisch, wenn er an ihrem Lager vorüberging, nach ihm hackte und ihm oft recht weh tat. Seit man ihr drei ihrer Kätzchen genommen, fürchtete sie den Hund, denn sie wußte nicht, wer die Grausamkeit begangen hatte.

Butz war traurig, daß er die kleinen Dinger, die schnell wuchsen, mit klugen Augen umherblickten und immer niedlicher wurden, nur aus der Ferne betrachten durfte. Er hätte zu gern mit ihnen gespielt. Als sie acht Wochen alt waren, wurden sie verschenkt. Das eine bekam eine fremde Dame, und Musch lief an diesem Tag ruhelos durch die Wohnung, jammerte nach ihrem verlorenen Kindchen und leckte das Kleine, das ihr geblieben war, mit doppelter Inbrunst ab. Am nächsten Morgen kam Frauchens Freundin, Trudys Tante Else. Und ihr wurde, nachdem man Musch wieder in der Badestube eingesperrt hatte, das zweite Tierchen ausgehändigt.

Trudy weinte bitterlich. Butz der unglücklich war, wenn sie trauerte, leckte ihr Gesicht und Hände und legte beide Pfoten auf ihre Schultern.

Aber er erschrak, als Musch jetzt das Zimmer betrat und er ihren Kummer begriff. Das Tier war verzweifelt und suchte laut klagend nach den Jungen. Musch kam nicht, als Trudy und Frauchen sie lockten, und als Butz sich an sie schmiegen wollte, fauchte und kratzte sie voll Wut. Haß glühte ihm aus den grünen Augen der einstigen Freundin entgegen, und in seinem kleinen Hundehirn empfand er dumpf, daß sie ihn abermals für den Räuber ihrer Jungen hielt.

Am Nachmittag ertrug der Hund den Zustand allgemeinen Kummers nicht länger. Er stahl sich aus der Wohnung und lief im Galopp durch die drei Straßen zu Tante Elses Haus. Dort sprang er mit einem Satz über das Gitter und jagte zur Veranda empor, auf der Frau Else und ihr Mann saßen.

„Was willst du denn, Butz? Kommt Frauchen auch?"

Aber das Ehepaar mußte sich überzeugen, daß der Hund allein und scheinbar irgendwie schuldbeladen und mit schlechtem Gewissen gekommen war. Er schmiegte sich an die Frau, gab fortwährend die Pfote, sah sie flehend an, aber sie verstand nicht, was in den schönen bernsteinfarbenen Augen zu lesen war.

„Bist wohl durstig, mein Tierchen? Möchtest du trinken?" fragte sie endlich, und Butz gab freudig zu erkennen, daß er in die Wohnung gelassen zu werden wünschte.

Sehr schnell fand er nun auf dem Flur ein Körbchen, und darin saß müde, verängstigt, traurig und einsam das kleine Kätzchen, Muschs Kind, das man ihr heute morgen genommen hatte.

„Laß die Mieze, Butz", sagte Tante Else ein wenig ängstlich. Aber da hatte der Hund das zappelnde und leise quickende Etwas schon im Maul und jagte an der verdutzten Frau vorüber durch die Zimmer, über die Veranda wieder in den Garten hinab. Mit einem kühnen Anlauf und Sprung kam er über das Gitter. Hinter sich hörte er den empörten Befehl, zurück zu kommen. Er achtete nicht darauf. Er war kein Dieb, er hatte nur geholt, was man ihm aus seinem Hause getragen hatte und was von Trudy und Musch schmerzlich entbehrt wurde.

„Du Ausreißer", rief Trudy böse, als sie auf sein Kratzen die Tür öffnete. Aber weiter kam sie in ihrer Strafpredigt nicht. Butz zeigte ihr stolz, was er im Maul trug, und das Mädelchen schrie laut auf vor Entzücken und Freude.

„Mutti, Mutti!" jubelte sie. „Komm schnell! Butz hat die kleine Musch zurückgebracht!"

Frauchen kam gelaufen, auch der Vater erschien. Butz stand schon in der Badestube, in der Musch jetzt verzweifelt neben dem leeren Korb hockte. Er legte das Kätzchen hinein. Musch begann sofort es zu lecken und zu putzen. Und als Butz ihr nun vorsichtig half und mit seiner weichen rosa Zunge über des Kleinen seidiges Fell fuhr, wehrte sie ihm nicht. Sie war in diesem Augenblick wieder seine Freundin geworden.

„Lieber, lieber, braver, kluger Butz!" lobte Trudy.

„Wir werden das Kätzchen nun doch wohl behalten müssen", lächelte Frauchen gerührt. Der Herr widersprach ihr nicht.

Krise des Lebens.

Skizze von Dorothea Hollatz.

Wer ihn gehen sah mit dem alten Hut, dem schäbigen Rucksack und den ausgetretenen Stiefeln, mochte sich Gedanken darüber machen, auf welche Weise dieser Mensch mit dem kluggeschnittenen Gesicht und der makellosen Gestalt so sinken konnte, daß er mit dem verkommensten Bettler in Wettbewerb hätte treten können. Und in der Tat war es ja auch etwas höchst Seltsames, daß einer, der in wohlgeordneten Verhältnissen lebte, der Frau und Kinder sein eigen nannte und über Haus und Garten verfügte, sich über Nacht aufmachte, um seinen angesehenen Beruf mit dem eines Landstreichers zu vertauschen, und seiner Frau nur einen kurzen Gruß hinterließ: Er könne nicht anders; sie möge ihn verstehen.

Nein, er hatte nicht anders gekonnt. Sein Leben war auf dem toten Punkt angekommen, es gab kein Vor, kein Zurück — hier half nur Gewalt. Zu seinem Beruf fand er keine Fühlung mehr, die Wärme der Familie war Gewohnheit, Besitz ererbte Selbstverständlichkeit. Sein Ich, die Seele, lag verschüttet, der Satz im Blut war so schwer, daß Sehnsucht und Phantasie sich nicht mehr regen konnten. Diese Erkenntnis erschütterte ihn. Gewaltsame Loslösung vom Gegenwärtigen war die einzige Hoffnung auf Rettung.

Er nahm die ältesten Sachen, natürlich; er wollte sich in nichts von denen unterscheiden, die diesen Schritt, den er soeben tat, schon vor ihm getan hatten: den Schritt in die große Unpersönlichkeit. Anfangs ging er wie ein Gezeichneter mit unterschlagenen Augen — nach und nach gewöhnte er sich an die Blicke stumpfer Neugier, an Staub und Regen und an die Sprache seiner sonderbaren Weggenossen. Das kärglichste Mahl erschien ihm Genuß, und er glaubte sich auf dem richtigen Wege, um sich selbst wiederzufinden. Das ging eine Zeit ganz gut so, aber dieser Mann hatte sehr viel überschüssige geistige Kraft, und da begann der Zwiespalt. Es drängte ihn nicht, den Bergen und Blumen Predigten zu halten, auch lag ihm nichts daran, seine Gedanken zu Papier zu bringen; er wollte wirken. Wollte den eigenwilligen Strom seiner Persönlichkeit in andere Seelen lenken, die Wirkungen beobachten, verbessern. Aber zu wem sollte er sprechen? In törichter Not fragte er seinen neuen Bruder: „Wie kamst du auf diesen Weg. Erzähl' mir von deinem Leben." Der sah ihn schief an: „Geht dich einen Dreck an!" Oder er half der Holzfällerin den Karren über den Graben, trug ihr das Kind ein Stück des Weges und sagte: „Habt Ihr genug zu essen zu Hause?" — „Bestimmt nicht weniger als Ihr", entgegnete sie. Oder er sah den Zigeunern am Waldrand zu und lauschte dem Geigenspiel eines Knaben. „Würdest du sie mir schenken?" fragte er in ungeschicktem Scherz. Der schrie in fremder Sprache, lief in den Zeltwagen, und man beschimpfte ihn.

Nein, es war nicht das Richtige. Man verstand sich nicht, es gab keinerlei Berührung. Sein Verlangen, Worte und Gedanken mit einem ihm wahrhaft gleichgesinnten Menschen zu tauschen, wuchs von Tag zu Tag. Immer inbrünstiger schweifte sein Denken zu Frau und Kindern zurück, zu seinen Kollegen und Freunden. Und die Einsamkeit der Wälder, die Endlosigkeit der Landstraße bedrückten ihn. Er empfand die Fülle der Freiheit ebenso lastend wie das Bewußtsein, abgeschnitten zu sein vom lebendigen Körper seines deutschen Volkes, losgelöst von dem großen geheimnisvollen Muß, das ihn zuvor gequält hatte. Noch tagelang hielt er sich tapfer, kam sich aber elend und überflüssig vor. Und als er in einem Vorgarten eine Mutter mit ihren Kindern spielen sah und aus dem Fenster die bekannte Stimme des Ansagers vom Rundfunk vernahm, schoß ihm das Blut durchs Herz, und er erkannte: Er gibt nur einen Weg. Nach Hause!

„Liebste Frau", sagte er und küßte ihre Hände, „es kommt einer zurück, der nicht fand, was er suchte, oder der es nun, heimkehrend, gefunden hat. Ich bringe eine große Weisheit mit, nämlich die, daß es mit dem sogenannten Alltag eine sehr magische Bewandtnis hat, daß er nämlich letzten Endes unsere Heimat ist und unsere Ruhe. Familie und Beruf — gesegnet sei, wem das Geschick beides gab. Das Blut, so sehnsüchtig es sein mag, drängt in feste Form, und das meiste, was wir alltäglich nennen, ist in Wahrheit voller Bedeutung Wert, am meisten aber dieses . . ." Er legte den Arm um seine Frau und führte sie an die Betten seiner Kinder: „Sieh, hierdurch sind wir an die Zukunft gebunden, und das ist der Sinn alles Seins. Denn ich habe erkannt, daß der sich selbst verliert, der sich aus der Flut der Zeit als Einzelwesen herausschälen will. Wir sind Glieder einer Kette, nichts anderes, und als solche wollen wir uns stark erhalten. Und nun sei gut zu mir, geliebte Frau. Es war auch für mich nicht leicht."

Sie legte die Arme um seinen Hals: „Böser Ausreißer, du! Das packt jeden einmal, glaub's nur. Und muß überwunden werden. — Aber den Vollbart, den läßt du dir morgen wieder abnehmen, ja? Oder gehört der auch zu der großen Weisheit?"

„Nein, der gehört nicht dazu", erwiderte er froh. Und dann löschten sie das Licht über den Betten der Kinder.



Bunte Chronik

Ein Hindumädchen als Schachspiel-Champion.

Unter den vielen Meistern des Schachspiels, die an dem internationalen Schachspielturnier in London beteiligt sind, lenkt das achtzehnjährige Hindumädchen Fatima allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Fatima, ein graziöses, hübsches Mädchen mit dunklem Gesichtsteint und strahlenden braunen Augen, wohnt seit einigen Jahren in London in der Familie des indischen Obersten Sir Mohammed Omar Hijat Khan. Der Oberst ist Mohammedaner. Er hat Fatima als Gesellschaftsdame und Kindererzieherin engagiert. Sein Haus im Regent-Park ist ein kleines Palais, in dem eine Art Hofetikette herrscht. Der Oberst huldigte von jeher dem Schachspiel, das er als eine der höchsten Kulturerrungenschaften seiner indischen Heimat betrachtet. In den ersten Wochen ihres Aufenthaltes in London sah die junge Fatima mit Interesse zu, wie der Oberst mit seinen Stammpartnern Schach spielte. Eines Tages setzte sich das junge Mädchen selbst an den Schachtisch und zeigte zum Erstaunen des Obersten eine außerordentliche Schachbegabung. Im Laufe der nächsten Monate erfaßte sie alle komplizierten Regeln der Schachtheorie und meldete nun ihre Beteiligung am internationalen Schachturnier an. Fatima spricht nur gebrochen englisch und unterhält sich mit ihren Gegenspielern meistens auf mimische Art. Nach allgemeiner Ansicht wird das junge Hindumädchen einen der ersten Preise davontragen.



Lustige Ecke

Rekordstotterer.



Vater (am Tage des 21. Geburtstages seines Sohnes): „Du bist nun großjährig und könntest mir nun etwas helfen."

Sohn: „Gewiß doch, Vater. Aber wie?"

Vater: „Du könntest zum Beispiel die drei letzten Raten für deinen Kinderwagen übernehmen."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.